

SALLY HEPWORTH

Anna Forster erinnert sich an die Liebe

SALLY HEPWORTH

*Anna Forster
erinnert sich an die Liebe*

ROMAN

Deutsch von Gabriele Werbeck

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»The Things We Keep« bei St. Martin's Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Sally Hepworth
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Blanvalet
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Andrea Stumpf

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

AF · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0640-7

www.blanvalet.de

*Für alle von Demenz Betroffenen,
vor allem für Pat Hanrahan –
wir werden dich nie vergessen.*

Kapitel 1

Anna

Fünfzehn Monate zuvor ...

Niemand traut dem, was ich sage. Wenn ich zum Beispiel darauf hinweise, dass der Toast verbrennt oder dass gleich die Sechsuhrnachrichten kommen, sind alle ganz erstaunt. Unfassbar! Jetzt kommen tatsächlich gleich die Sechsuhrnachrichten. Gut gemacht, Anna. Wenn ich nicht erst achtunddreißig wäre, sondern achtundachtzig, wäre es mir vielleicht egal. Oder auch nicht. Seit meinem Einzug ins Rosalind House, einem Heim für betreutes Wohnen, sehe ich die Nöte älterer Menschen mit anderen Augen.

»Anna, das ist Bert«, sagt jemand, als ein Mann mit seiner Gehhilfe vorbeischlurft. Man hat mir schon ein halbes Dutzend Leute vorgestellt, die alle mehr oder weniger wie Bert aussehen: alt, grau, gebeugt. Wir sitzen im strahlenden Sonnenschein auf Korbstühlen, und ich weiß, dass Jack mich hergebracht hat, um es für uns beide ein bisschen angenehmer zu machen. *Ja, du ziehst in ein Altersheim, aber schau mal, es gibt einen Garten!*

Ich winke Bert zu, aber mein Blick bleibt auf Ethan gerichtet, meinen fünfjährigen Neffen, der sich auf der anderen Seite des Rasens von einem Mann in einem blau-rot gestreif-

ten Morgenmantel Geldstücke aus den Ohren ziehen lässt. Meine Laune hebt sich. Ethan witzelt immer, er sei mein Lieblingsneffe, und das stimmt, auch wenn ich es vor anderen abstreite. Er ist der jüngste von Jacks Söhnen und zweifellos der netteste.

Als er vier war, habe ich mal eine Runde auf meinem Motorrad mit ihm gedreht. Brayden oder Hank habe ich gar nicht erst gefragt; ich wusste, dass sie mir erklären würden, das sei zu gefährlich, um es anschließend ihrer Mutter zu petzen. Ethan hat nie gepetzt, soweit ich weiß. Brayden und Hank wissen, was mit mir nicht stimmt – ich erkenne es daran, wie sie ständig zu ihrer Mutter schielen, wenn sie mit mir reden. Ethan dagegen weiß es entweder nicht oder es interessiert ihn nicht. Mir ist egal, was von beidem.

»Und das ist Clara.«

Clara steuert in einem beachtlichen Tempo (verglichen mit den anderen Bewohnern) auf uns zu. Vermutlich ist sie über achtzig, aber sie wirkt kräftig und scheint besser beieinander zu sein als die anderen. Mit ihren flaumigen gelb-grauen Haaren erinnert sie mich an ein frisch geschlüpftes Küken.

»Ich freue mich schon die ganze Zeit darauf, Sie kennenzulernen«, sagt sie und gibt mir einen kratzigen Kuss. Eine Duftwolke hüllt mich ein. Normalerweise mag ich es nicht, geküsst zu werden, aber bei ihr wirkt diese Geste erstaunlich normal. Und neuerdings achte ich darauf, Leuten, die sich mir gegenüber normal benehmen, Respekt entgegenzubringen. »Sagen Sie es mir, wenn Sie irgendwas brauchen, Herzchen, egal was«, sagt sie, bevor sie zu einer riesigen Eiche weiterzieht. Dort angekommen, gibt sie dem Mann in dem blau-roten Morgenmantel einen Kuss auf den Mund, so als würde sie ihr Territorium abstecken.

Neben mir unterhält sich Jack mit Eric, dem Heimleiter –

einem untersetzten, rotgesichtigen Mann mit einem buschigen Tom-Selleck-Schnurrbart und einem Kichern, wie man es eigentlich eher von einer Achtzigjährigen erwarten würde. Jedes Mal wenn ich es höre (und das ist ziemlich oft, er scheint jeden Satz damit zu beenden), zucke ich zusammen und halte Ausschau nach einem strickenden Altdamenkränzchen. Er und Jack unterhalten sich, und ich höre zu, ohne viel mitzukriegen. »Wir bieten eine Menge Aktivitäten an ... dafür sorgen, dass sie aktiv bleibt ... Pflege und Aufsicht rund um die Uhr ... Erfahrung mit Demenz ... die beste Unterbringung für sie ...«

Bla, bla, bla. Erics geradezu verzweifeltes Bemühen, einen guten Eindruck zu machen, hätten Jack und mich vor ein paar Jahren einen bedeutungsvollen Blick wechseln lassen, aber jetzt schluckt Jack es einfach. Weder bemerkt er Erics falsches Lachen noch die etwas zu eng sitzende Chinohose noch den Blick, der alle paar Sekunden nach rechts (in Richtung meines Busens) wandert. Für Eric spricht bisher nur, dass er mich bei unserer Ankunft um Rat wegen einer alten Knieverletzung gebeten hat, die ihm Probleme macht (wahrscheinlich hatte er gehofft, ich würde ihm eine Massage anbieten). Was er brauchte, war ein Arzt, keine Rettungssanitäterin, und das erklärte ich ihm auch, aber ich freute mich, dass er gefragt hatte. Die interessantesten Gespräche, die ich heutzutage führe, drehen sich um meine Lieblingsfarbe oder mein Lieblingsessen. Ich finde es schön, wenn sich jemand daran erinnert, dass ich ein erwachsener Mensch bin, nicht nur ein Mensch mit Alzheimer.

Jack scheint es vergessen zu haben. Seit ich zu ihm und Helen gezogen bin, hat er aufgehört, mein Bruder zu sein, und angefangen, die Rolle meines Vaters zu übernehmen, was mehr als nervig ist. Er denkt, ich bekomme es nicht mit,

wenn er und Helen in der Küche leise über mich reden. Dass mir der Blick nicht auffällt, den er jedes Mal mit Helen wechselt, wenn ich anbiete, die Jungs zur Schule zu bringen. Dass ich es nicht merke, wenn Helen im Auto hinter mir herfährt, um sicherzugehen, dass ich mich nicht verlaufe.

Jack hat das alles schon einmal durchgemacht – wir beide –, und ich weiß, dass er sich für einen Experten hält. Immer wieder muss ich ihn daran erinnern, dass er Anwalt ist und kein Neurologe. Außerdem ist die Situation anders. Mom wollte ihre Krankheit nicht wahrhaben. Verbissen kämpfte sie um ihre Unabhängigkeit, bis zu dem Punkt, an dem sie das Haus niederbrannte. Aber ich habe nicht vor, gegen das Unvermeidliche anzukämpfen. Deshalb habe ich mich selbst in einem Heim für betreutes Wohnen angemeldet.

Das Gute an dieser Einrichtung, wenn ich es mal von der positiven Seite betrachte, ist, dass nicht jeder verrückt ist. Jack und ich haben uns eine ganze Reihe von auf Demenz spezialisierten Heimen angesehen, und sie hatten alle etwas von einem Zombiefilm, voller verrückter und ins Leere starrer Bewohner. Dieses Heim hier ist wenigstens auch für Leute, die einfach nur alt sind – die sich nicht mehr selbst um ihr Essen und ihre Wäsche kümmern können –, eine Art Seniorenhotel (für wohlhabende Senioren, den Nullen auf dem Scheck nach zu urteilen, den Jack heute Morgen ausgestellt hat).

Trotzdem hält sich meine Begeisterung in Grenzen. Es war schon schlimm genug, als Jack mich in die »Tagespflege« schickte. Im Ernst, so nennt sich das. Ein Tagesprogramm für Leute, die so sind *wie ich*. Und für Leute, die *nicht* so sind wie ich, denn da nur fünf Prozent aller Alzheimer-Erkrankungen bei Leuten unter fünfundsechzig auftreten, gibt es nicht sehr viele *wie mich*. Aus diesem Grund ist meine Situation noch

seltener. Ich ziehe nicht einfach in *irgendeine* Pflegeeinrichtung – oh nein. Wir sind den ganzen Weg von Philadelphia bis nach Short Hills in New Jersey gefahren, damit ich in einer Einrichtung wohnen kann, in der es jemanden *wie mich* gibt. Einen Mann, der ebenfalls an einer frühen Demenz leidet, jemand, auf den Jack durch das Demenz-Netzwerk gestoßen ist. Seit Jack von diesem Mann erfahren hat, hat er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich in derselben Einrichtung unterzubringen. Es ist gerade so, als würde er meinen, dass es aus einem Pflegeheim eine Art Ferienlager macht, wenn sich zwei junge Menschen an einem Ort voller alter Leute befinden.

»Möchten Sie Luke kennenlernen, Anna?«, fragt Eric, und Jack nickt eifrig. Luke muss dieser Mann sein. Ich frage mich, ob er sich aus einem Baum abseilen wird oder was in der Art. Er muss schon einen beeindruckenden Auftritt hinlegen, wenn sie erwarten, dass er sich positiv auf meine Stimmung auswirkt.

»Ich möchte zurück auf mein Zimmer«, sage ich.

Jack und Eric wechseln einen Blick, und ich merke, dass ihnen der Wind aus den Segeln genommen ist.

»Natürlich«, sagt Jack. »Soll ich dich hinbringen?«

»Nein. Das schaff ich schon.« Ich stehe auf. Ich will Jack nicht ansehen, aber er erhebt sich ebenfalls und steht dann so dicht vor mir, dass ich nirgendwo anders hinschauen kann. Seine Augen sind voller Gefühl und glänzen feucht, und für einen kurzen Moment kommt der weichherzige Mann zum Vorschein, der er früher war, bevor ihn die Erfahrung mit Demenz und Verlassenwerden hart gemacht hat.

»Anna«, sagt er. »Ich weiß, dass du Angst hast.«

»Angst?«, schnaube ich, doch dann fängt vor meinen Augen alles an zu verschwimmen. Ich *habe* Angst. Als Zwilling ist

man nämlich daran gewöhnt, dass man immer jemanden an der Seite hat, wenn man will. Aber gleich wird Jack gehen. Und ich bin allein.

»Jetzt hau schon ab«, sagte ich schließlich. »In einer halben Stunde habe ich einen Termin zur Pediküre. Die haben hier einen eigenen Wellnessbereich, schon vergessen?«

Jack lacht und wischt sich eine Träne von der Wange. Früher war Jack immer braungebrannt, aber inzwischen hat seine Haut einen gräulichen Ton, fast so bleich wie meine. Ich vermute, das hat etwas mit mir zu tun. »Ethan! Komm her und verabschiede dich von Anna.«

Ethan stürmt über den Rasen und wirft sich in meine Arme. Er drückt mich so fest, dass ich fast keine Luft mehr kriege. »Wiedersehen, Anna Banana.«

Als er mich loslässt, betrachte ich den weißen Verband, der seine linke Wange bedeckt, und versuche, mich an die hässliche rote Brandwunde und die Blasen zu erinnern. Ich *muss* mich daran erinnern. Sie sind der Grund, warum ich hier bin.

Als ich das erste Mal gemerkt habe, dass mit mir etwas nicht stimmt, war ich im Einkaufszentrum. Ich schleppte meine Tüten zum Ausgang und stellte plötzlich fest, dass ich mich nicht erinnern konnte, wo ich mein Auto abgestellt hatte. Das Parkhaus hatte sieben Ebenen. Im Aufzug startete ich auf die Knöpfe. Keiner schien mich näher ans Ziel zu bringen als einer der anderen.

Schließlich ging ich zum Parkwächter. Der Mann hinter dem Tresen lachte und sagte, das würde ständig passieren. Er nahm sein Walkie-Talkie und fragte mich nach dem Kennzeichen. Als ich ihn verständnislos ansah, lächelte er. »Fabrikat und Modell?«

Das war eine ganz einfache Frage. Aber je angestrenzter ich

über die Antwort nachdachte, desto mehr entzog sie sich mir. Wie ein Foto mit einem Fragezeichen über dem Gesicht, ein Verbrecher mit der Jacke über dem Kopf – da war zwar etwas, aber mein Gehirn ließ es mich nicht sehen.

Das Lächeln des Mannes verschwand. »Farbe?«

Ich konnte nur mit den Schultern zucken. Ich wartete darauf, dass er sagte, auch das würde ständig passieren. Er sagte es nicht.

Ich fuhr mit dem Bus nach Hause.

Wäre ich auf das mutierte Gen getestet worden wie Jack, dann hätte ich gewusst, was mich erwartete. Aber die Feststellung, dass es mich in der Blüte meines Lebens dahinraffen würde, passte nicht in meine Lebensplanung.

Von da an passierten mir dauernd solche Sachen. Für gewöhnlich hatte ich eine Erklärung parat. Sicher, ich vergaß oft einen Termin, aber ich hatte durch meine Arbeit als Rettungs-sanitäterin auch viel um die Ohren. Es war blöd, mich auf dem Nachhauseweg von der Arbeit zu verlaufen, aber Orientierung war noch nie meine starke Seite gewesen. Leider gab es auch Dinge, die schwieriger zu erklären waren. Wie das eine Mal, als ich meinen Autoschlüssel nicht finden konnte und mit einem Skistock das Seitenfenster einschlug, um die Tür zu öffnen (und dann feststellte, dass das Auto der Familie gegenüber gehörte). Oder als ich an meinem im Dienstplan eingetragenen freien Tag in der Arbeit erschien (zum vierten Mal hintereinander).

Als ich Jack meinem Arbeitskollegen Tyrone vorstellen wollte und mir das Wort »Zwilling« nicht einfiel, begann ich, mir wirklich Sorgen zu machen. Das war ein Jahr nach dem Zwischenfall im Parkhaus. Ich erinnere mich, dass ich Jack anstarrte und mich fragte, ob es wirklich ein Wort für das gab, was wir waren. Ich durchforstete die dunklen, verstaubten

Ecken meines Gehirns, aber vergeblich. Schließlich bezeichnete ich ihn als die Person, die meine Mutter zur gleichen Zeit wie mich im Uterus gehabt hatte. Ich weiß noch, dass ich mich an »Uterus« erinnerte, aber nicht an »Zwilling«. Tyrone lachte; er hatte mich schon immer für durchgeknallt gehalten. Aber Jack lachte nicht. Und ich wusste, das Spiel war aus.

Noch am selben Tag kündigte ich. Wenn ich mich nicht mehr an das Wort Zwilling erinnern konnte, was würde dann passieren, wenn mir nicht mehr einfiel, wie man jemanden reanimierte, oder wenn ich auf die Idee kam, ein Unfallopfer mit Verdacht auf eine Halswirbelverletzung zu bewegen? Mein Gefühl sagte mir, dass es vorbei war. Und wenn ich weiß, dass etwas sowieso geschehen wird, dann sehe ich keinen Sinn darin, es hinauszuschieben.

Das lässt sich auf das Leben insgesamt anwenden. Es bewegt sich langsam in eine Richtung. Ich kann auf der Kriechspur bleiben, mich einfach immer weiter den Hügel hinunterbewegen, dabei Moos und Spinnweben ansetzen, bis ich schließlich bis zur Unkenntlichkeit mit Unrat bedeckt bin, wenn ich zum Stehen komme. Das hat Mom getan. Das tun die meisten Leute. Aber meine Art ist das noch nie gewesen.

Im Rosalind House gibt es eine Menge Medikamente. So viele, dass jeder Bewohner ein eigenes Körbchen dafür hat. Jeden Morgen und jeden Nachmittag fährt die Pflegerin die Körbchen auf ihrem Tisch-auf-Rädern durch die Flure, eine Art Drogendealerin. In meinem Körbchen befindet sich Aricept, eine runde pfirsichfarbene Tablette, die den Abbau eines Stoffes, der Botschaften zwischen den Nervenzellen transportiert, verlangsamen soll. Außerdem Vitamin E, gelb und durchsichtig, lang und dünn. Und zu guter Letzt Celexa, ein starkes Antidepressivum, das dafür sorgen soll, dass einem

alles nicht so schlimm vorkommt. Das ist die Tablette, von der ich sicher weiß, dass sie nicht wirkt.

In meiner ersten Woche im Rosalind House mache ich mir nicht die Mühe, mich morgens anzuziehen. Als ich es in der zweiten Woche dann tue, frage ich mich, warum eigentlich. Ich liege hier ja doch nur im Bett, kritzele in mein Notizbuch und starre aus dem Fenster. Allen potentiellen Besuchern (abgesehen von Jack) wurde auf meine Bitte hin mitgeteilt, dass ich mich in einer Einrichtung am anderen Ende des Landes befinde. (Was soll's, wahrscheinlich erinnere ich mich sowieso nicht an sie, und auf »Mitleidsbesuche« kann ich gut verzichten.) Eric, der Leiter, schaut immer wieder vorbei und versucht, mich zum Bingo zu überreden. (Da kann er lange warten.) Mehrere Pflegerinnen und andere Leute aus dem Heim waren da. Verlassen habe ich mein Zimmer nur einmal und war dann dermaßen verwirrt, dass ich nicht mehr zurückgefunden habe. Aber das war kein besonders schlimmer Aussetzer. Zumindest habe ich noch gewusst, dass ich mich im Rosalind House befinde. Ich wusste, dass ich ein Zimmer habe. Auf diesem kurzen Ausflug habe ich wenigstens gelernt, dass ich mich am richtigen Ort befinde. In einem Heim für betreutes Wohnen.

Heute schneidet vor meinem Fenster ein gutaussehender Gärtner die Buchsbäume. Es ist warm, und er trägt nur ein dünnes weißes T-Shirt, durch das ich seinen Waschbrettbauch bewundern kann. Vor ein paar Jahren hätte ich mich aus dem Fenster gebeugt und um einen Zweig von irgendwas gebeten, vielleicht hätte ich ihn sogar gefragt, ob er Hilfe braucht. (Als Kinder haben Jack und ich viel Zeit mit Mom im Garten verbracht und gepflanzt und Unkraut gejätet und gedüngt.) Aber jetzt kann ich mich nicht einmal dazu überwinden, das Lächeln des Gärtners zu erwidern. Ich bin zu sehr damit beschäftigt, über Ethan nachzudenken. Über *den Zwischenfall*.

Es passierte nachts. Ich kann nachts oft nicht schlafen, eine der vielen schönen Begleiterscheinungen »der Krankheit«. Ich war im Wohnzimmer und versuchte herauszufinden, wie man die Xbox benutzt, als ich hinter mir kleine Füße über den Boden tapsen hörte.

»Komm, wir machen Fongu.«

»Fongu« war von Fondue abgeleitet und bestand darin, dass wir auf dem Herd Schokoriegel schmolzen und dann Kekse, Marshmallows oder was sonst gerade da war in die flüssige Masse tauchten. Ich sagte aus mehreren Gründen ja. Erstens: Ich liebe Fongu. Zweitens: Ich bin nicht seine Mutter – es ist nicht meine Aufgabe, mir Gedanken um seine Zähne oder ausreichenden Schlaf zu machen. Drittens: Mein Leben bewegt sich rasend schnell auf einen Punkt zu, an dem ich mich selbst nicht mehr kennen werde, und solange ich mich noch kenne, will ich verdammt noch mal Fongu mit meinem Neffen machen.

Wir machten also Fongu und spielten danach mit der Xbox, und plötzlich roch es verbrannt. Ethan und ich sahen uns an.

»Schei...benhonig!«, sagte ich. »Das Fongu.«

Fluchend rannte ich in die Küche. Wenn ich das Haus abfackelte, würde ich Jack kaum davon überzeugen können, dass ich eine verantwortungsbewusste erwachsene Frau war. Ich riss die Tür auf und wollte nach dem Feuerlöscher greifen, doch statt in der Küche stand ich im Badezimmer. Ich drehte mich um und öffnete eine andere Tür. Ein Schrank voller Handtücher. Ich drehte mich weiter. Wo in Gottes Namen war die Küche?

Das passierte nicht zum ersten Mal. Ich wusste, dass ich einfach nur ruhig bleiben und eine Weile warten musste, dann würde mir alles wieder einfallen. Aber der Geruch nach Verbranntem wurde immer stärker, und ich konnte Ethan nir-

gends sehen. Und ich fand nicht einmal mehr aus dem verdammten Badezimmer hinaus!

In diesem Moment hörte ich Ethan schreien.

Jack zufolge lief Ethan in die Küche, nachdem ich in die falsche Richtung gerannt war, und versuchte, den Topf vom Herd zu ziehen. Der Griff war glühend heiß. Er zog seine Hand so hastig zurück, dass der Topf umkippte und die heiße Schokolade auf seine Wange spritzte. Abgesehen von Ethans Verletzung war das Schlimmste, dass es ihre Meinung über mich bestätigte. Man konnte mir meinen Neffen nicht anvertrauen. Man konnte mich nicht allein lassen, nicht mal eine Sekunde.

»Klopf, klopf.«

Ich drehe den Kopf zur Tür, die ununterbrochen offen steht, dank der Helferfrau, die so dünn ist wie eine Bohnenstange und eine geradezu unheimliche Leidenschaft für Frischluft hegt. Jedes Mal wenn ich versuche, die Tür zu schließen, taucht sie auf wie ein Luftgeist – *frische Luft, frische Luft, FRI-SCHE LUFT!* Doch als ich jetzt zur Tür sehe, steht da Eric, an der Seite einen Hund, so groß wie ein Löwe. Ich spüre, wie sich alles in meinem Inneren zu einem Schutzschild zusammenzieht.

»Na?«, sagt er. »Wie geht es Ihnen?«

»Gut.« Ich spreche mit dem Hund, da ich den Blick offenbar nicht von ihm abwenden kann.

»Sind alle nett zu Ihnen?«

»Ja.«

Es ist ein Deutscher Schäferhund. Seine Zähne sind gelb und glänzend von Speichel; sein Maul ist zu diesem zähnefletschenden Grinsen verzogen, das einem Hunde immer zeigen, damit man auf der Hut ist. *Bin ich zufrieden? Bin ich wütend? Komm doch her und find's raus.*

»Oh«, sagt Eric. »Haben Sie Angst vor Hunden?«

Ich versuche, mutig dreinzuschauen, was mir nicht zu gelingen scheint, da Eric den Hund wegschickt. Auf dem Weg in mein Zimmer bleibt er vor dem Aquarell eines Eichenblatts stehen, das Jack an die Wand gehängt haben muss. Es hat mal meiner Mutter gehört.

»Das ist sehr hübsch«, sagt er.

»Sie können es haben«, sage ich.

Er sieht mich mit gerunzelter Stirn an. »Sie wissen, dass Sie nicht von morgens bis abends in Ihrem Zimmer sitzen müssen. Zweimal am Tag fährt ein Bus in die Stadt. Einige unserer Bewohner gehen gern mal ins Einkaufszentrum oder ins Kino.«

Ich setze mich auf. »Darf ich das?«

»Selbstverständlich. Heute wird die Gruppe von Trish, einer unserer Angestellten, begleitet.«

Ich lasse mich wieder zurücksinken.

»Im Salon gibt es auch Brettspiele«, sagt er. »Wir ermuntern unsere Bewohner, sich dort zu treffen, wenn sie zu Hause sind. Wir haben festgestellt, dass sich unsere Bewohner auf Dauer einsam fühlen, wenn sie die ganze Zeit allein in ihren Zimmern verbringen.«

»Ich bin gern allein.«

Eric setzt sich auf meine Bettkante, auf seiner Stirn erscheint eine steile Falte. Mir wird unbehaglich zumute. Offenbar ist jetzt der Zeitpunkt für die aufmunternden Worte gekommen. Eric tut mir tatsächlich leid. Er will diese Ansprache genauso wenig halten, wie ich sie hören will. Tief in seinem Innern weiß er wahrscheinlich, dass er auch in seinem Zimmer bleiben würde, wenn er hier wohnen würde. Aber so was sagt natürlich keiner.

»Gut«, komme ich ihm zuvor, bevor er loslegen kann.

(Hauptsächlich weil ich nicht will, dass er auf meinem Bett sitzt.) »Es treffen sich also alle im Salon? Ich gehe nachher hin. Versprochen.«

Eric seufzt. »Sie müssen nicht. Darum geht es nicht. Es geht darum, dass Sie hier glücklich sind.«

»Ich weiß.« Jeder will, dass ich hier glücklich bin. Wenn ich glücklich bin, müssen sie kein schlechtes Gewissen haben.

Eric platziert seine Hand gefährlich dicht neben meinem Oberschenkel. »Geben Sie uns eine Chance, Anna. Ich will nicht so tun, als wüsste ich, wie es ist, Sie zu sein. Aber ich weiß, dass Ihr Bruder Sie nicht hierhergebracht hat, damit Sie hier eingehen wie eine Primel. Sie haben noch jede Menge Leben vor sich, aber Sie müssen es beim Schopf packen.« Er zwinkert. »Jack hat mir erzählt, dass Sie ein Adrenalinjunkie waren. Ich muss zugeben, dass ich das ziemlich aufregend finde. Hier steigt das Adrenalin höchstens am Bingoabend.«

Er grinst, und ich habe Angst, mich gleich übergeben zu müssen. »Sie haben recht«, sage ich. »Sie haben keine Ahnung, wie es ist, ich zu sein.«

Es heißt, wenn man einen seiner Sinne einbüßt, werden dafür die anderen geschärft. Ich glaube, das stimmt. Es gab mal eine Zeit, da hatte ich eine ziemlich scharfe Zunge. Wenn es einen Witz zu reißen gab, dann war ich immer zur Stelle (um ihn dann schneidiger zu präsentieren als jeder andere). Inzwischen bin ich nicht mehr so schnell wie früher, dafür bin ich aufmerksamer, vor allem, wenn es um den Gemütszustand anderer Leute geht. Als eine junge Frau mit blonden Stachelhaaren in mein Zimmer stürmt, weiß ich deshalb sofort, dass sie sich nicht nur verlaufen hat, sondern dass ihr auch etwas auf der Seele liegt.

»Oh, äh«, sagt sie. »Wo finde ich denn die Besuchertoilette?«

Wie es aussieht, habe ich nicht die geringste Ahnung. Als ich die Diagnose erhalten habe, erklärte mir mein Neurologe (ich nannte ihn Dr. Brain), dass sich die Erinnerungen meistens in umgekehrter Reihenfolge verabschieden. Das bedeutet, dass meine ältesten Erinnerungen am längsten erhalten bleiben werden und neuere Informationen, einschließlich der über Besuchertoiletten, ziemlich rasch und unwiderruflich in dem schwarzen Loch in meinem Gehirn verschwinden.

»Tut mir leid, weiß ich nicht«, sage ich zu der Frau. Mir fällt auf, dass ihr Gesicht rot und verquollen ist. Nass. »Alles in Ordnung?«

Sie stößt einen Seufzer aus, und eigentlich erwarte ich, dass sie sich umdreht und geht – ihre Suche nach der Besuchertoilette fortsetzt. Das tut sie jedoch nicht.

»Ja.« Sie schnieft. »Ich meine, nein. Es ist wegen meines Großvaters. Er ist ... unmöglich.«

»Wer ist denn Ihr Großvater?«

»Bert. Bert Dickens.«

»Oh«, sage ich, obwohl ich mich nicht erinnere, Bert schon einmal begegnet zu sein. »Geht es ihm ... gut?«

»Körperlich ja. Geistig weniger. Tut mir leid, ich hätte nicht so bei Ihnen reinplatzen dürfen. Ich will nicht ...«

»Sie stören nicht. Ich habe nichts weiter zu tun.« Das ist die Untertreibung des Jahrhunderts. »Was ist denn mit Bert?«

»Sind Sie sicher, dass Sie es hören wollen?«

»Ja.«

»Na gut.« Sie tut ein paar Schritte weiter ins Zimmer. »Die Sache ist die«, sie streckt die Hand aus und wackelt mit den Fingern, »... ich werde heiraten.«

Ich musterte den Diamanten und lächle pflichtschuldig, obwohl ich noch nie verstanden habe, warum um diese Glitzersteine so ein Theater gemacht wird. »Glückwunsch.«

»Danke.«

Ich blicke auf meinen Ringfinger, der seit beinahe einem Jahr nackt ist. Der Knöchel scheint stärker hervorzutreten, seitdem ihn kein Gewicht mehr nach unten zieht. »Mag Bert den Mann nicht?«

»Nein. Ich meine, ja. Er mag ihn. Aber er will nicht, dass wir heiraten.«

»Warum denn nicht?«

»Er glaubt, dass auf unserer Familie ein Fluch liegt. Ja, und dabei ist er nicht mal senil. Das hat er schon immer geglaubt. Seine Frau, meine Großmutter, starb, als meine Mom ein Baby war. Und Mom starb, als ich vier war. Er glaubt, wenn ich heirate, dann wirkt der Fluch bei mir weiter.«

»Das mit Ihrer Mutter tut mir leid.«

»Danke.«

»Warum glaubt er denn, dass der Fluch durch die Heirat ausgelöst wird? Warum nicht durch das Baby?«

Sie sieht mich mit einem seltsamen Blick an. Wahrscheinlich ist das nicht besonders hilfreich gewesen.

»Na ja, ich will damit nur sagen, dass seine Theorie nicht wasserdicht ist. Vielleicht könnten Sie ihn davon überzeugen, dass erst das Baby den Fluch auslöst?«

»Aber was ist, wenn ich ein Baby bekomme?«

»Ein Baby wollen Sie auch?«

Sie nickt. Irgendwo tief in mir drin denke ich, dass sie ziemlich gierig ist.

»Glauben Sie denn an den Fluch?«, frage ich.

»Nein. Ich meine, es war Pech, aber ... Nein. Ich glaube nicht daran. Jedenfalls will ich, dass mein Großvater zur

Hochzeit kommt, und er weigert sich. Er sagt, er kann nicht dabei zusehen, wie ich mein Schicksal besiegele.«

»Sagen Sie ihm, wenn Sie nicht heiraten, ist Ihr Schicksal schlimmer als der Tod.«

Sie beobachtet mich mit zusammengekniffenen Augen.

»Sagen Sie ihm, wenn Sie als Frau dieses Mannes ins Grab steigen, dann tun Sie das als glückliche Frau. Sagen Sie ihm, dass Sie, wenn er recht haben sollte, lieber ein Jahr voller Glück erleben, als nie zu erfahren, was Glück ist.« Ich denke kurz nach. »Und wenn er sagt, dass Sie sich irren, dann fragen Sie ihn, ob er sich wünscht, seine Frau nie geheiratet zu haben.«

»Wow«, sagt sie. »Sie sind gut.«

Es gibt da diesen Spruch, der genau das ausdrückt, was ich meine, und ich versuche, ihn mir ins Gedächtnis zu rufen. Langsam rückt er in Reichweite. »Ein Leben in Angst ...« Ich will fortfahren, doch schon ist mir der Rest wieder entglitten. *Puff!* Verschwunden.

»Ein Leben in Angst gelebt ist ein Leben nur halb gelebt?«

»Ja. Genau.«

»Sie haben recht. Er hat Myrna vergöttert. Niemals würde er sich wünschen, er hätte sie nicht geheiratet. Wenn ich mir diesen abergläubischen Quatsch anhöre, bestärke ich ihn außerdem nur darin, dass es mit diesem Fluch tatsächlich etwas auf sich haben könnte.« Sie seufzt. »Danke für die Stimme der Vernunft. Ich sollte jetzt besser wieder zurückgehen.« Sie deutet mit dem Kopf auf die Badezimmertür. »Meinen Sie, sie kommt da drin zurecht?«

»Wer?«

»Ihre ... Großmutter?« Sie schaut auf das silberne Namensding an der Wand. »Anna, richtig?«

Es fällt mir oft schwer, etwas zu verstehen, deshalb stört es

mich nicht weiter, dass das hier über meinen Verstand geht. Ich will gerade nicken, als wüsste ich, wovon sie redet – als es mir plötzlich dämmert. Sie denkt, dass ich eine alte Frau namens Anna besuche.

»Oh ... ja. Es geht ihr bestens.« Ich lächle die junge Frau an, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe, falls sie ihn mir überhaupt gesagt hat. »Sie kommt schon sehr bald wieder hier raus.«

Kapitel 2

In meiner Suppe schwimmt etwas zwischen einem Stück Karotte und einer grünen Bohne. Es ist weder ein Haar noch eine Fliege. Es ist weiß. Es ist ungefähr fünf Zentimeter lang und spiralig gedreht. Ich lange in die Schüssel und drücke es mit den Fingern zusammen. Es gibt nach und springt dann in seine ursprüngliche Form zurück wie ein Stück Gummi. Schon bevor ich es in den Mund stecke, weiß ich, wie es schmecken wird: fade, schlabbig, aber trotzdem nicht schlecht. Ich mag dieses Essen. Warum kann ich mich bloß nicht daran erinnern, wie es heißt?

»Schmeckt wie ein alter Schuh, was?«

Als ich aufblicke, sehe ich, dass mich die alte Lady neben mir beobachtet. Ich bin dankbar, dass sie es ist, die mich angesprochen hat, denn andernfalls wäre es ein kahlköpfiger Mann auf meiner anderen Seite, der den leeren Stuhl neben ihm ständig mit »Myrna« anspricht. Irgendwann hat er sogar jemanden gebeten, Myrna das Salz zu reichen. So viel dazu, dass es im Rosalind House keine Verrückten gibt.

»Verzeihung?«

»Die Nudeln«, sagt sie. »Sie schmecken wie ein alter Schuh.«

Nudeln! Ich bin plötzlich so aufgeregt, als hätte ich gerade einen verlorengegangenen, nun ja, Schuh wiedergefunden.

»Eigentlich sind die Nudeln ganz in Ordnung«, sage ich.
»Der Rest ist das Problem.«

»Da haben Sie auch wieder recht«, sagt sie und mustert die Spirale auf ihrem Löffel. »Bohnen und Sellerie und wässrige Suppe – so gesehen sind die Nudeln die Rettung.«

Die Frau hat einen Südstaatenakzent, der mich ein wenig aufheitert. Wie könnte man jemanden mit Südstaatenakzent auch nicht mögen? Andererseits gibt es in den Südstaaten all die Hinterwäldler und den Ku-Klux-Klan, aber diese Frau sieht nicht so aus, als hätte sie mit den einen oder den anderen etwas zu tun. Sie ist jünger als die übrigen Bewohner, die mich an fleckiges Treibholz erinnern, das jeden Augenblick auf den Meeresgrund sinken kann. Im Vergleich zu ihnen wirkt diese Frau, obwohl sie bestimmt auch schon achtzig ist, ziemlich rüstig – geradezu agil.

»Ich fürchte, ich habe Ihren Namen vergessen«, sagt sie.

Fast muss ich lachen. »Ich heiße Anna.«

»Ich bin neuerdings so vergesslich, stimmt's, Liebling?« Südstaatenlady sieht den alten Mann neben sich so liebevoll an, dass sich in meinem eiskalten Herzen etwas zu rühren beginnt. Dann wendet sie ihren Blick wieder mir zu. »Ich bin Clara. Das ist Laurie«, sagt sie und deutet mit ihrem Löffel auf den Mann, »mein Mann.«

Ich mustere Claras Gesicht, suche nach einem Hinweis, ob sie meinen Namen tatsächlich vergessen hat oder ob das nur ein schlauer Trick gewesen ist, um sich mir vorzustellen. Falls Letzteres zutrifft, mag ich sie umso mehr.

»Es ist schön, dass Sie heute zum Mittagessen aus Ihrem Zimmer gekommen sind«, sagt sie. »Ich habe mich schon die ganze Zeit darauf gefreut, mich mit einem anderen jungen Menschen zu unterhalten.«

Es ist nett, wenn eine Frau in den Achtzigern sich selbst als

»jungen Menschen« bezeichnet. Ich sehe keinen Grund, ihr zu erzählen, dass ich nur deshalb zum Essen hier bin, weil Jack an diesem Wochenende zu Besuch kommt und sich danach erkundigen wird, ob ich mich aus meinem Zimmer gewagt habe. Wenn ich dann ja sagen kann, wird es ein angenehmer Besuch, ein entspannter Besuch. Vielleicht erzählen wir uns gegenseitig sogar ein paar Witze. In einer idealen Welt würden wir auch ein oder zwei Bier miteinander trinken, aber natürlich ist die Welt nicht ideal.

»Haben Sie Luke schon kennengelernt?«, fragt Clara und deutet mit dem Kopf auf den jungen Mann ihr gegenüber am Tisch. Irgendwie habe ich ihn bis jetzt überhaupt nicht bemerkt. Plötzlich wird mir klar, dass Clara mit dem anderen jungen Menschen nicht sich gemeint hat. Sie hat von dem anderen Menschen gesprochen, der *wie ich* ist.

»Ich glaube nicht«, sage ich, »was bedeutet, dass es gut möglich ist.«

Mit gesenktem Kopf lacht er leise. Es freut mich, dass er noch nicht zu weggetreten ist, um einen kleinen Demenz-Scherz zu schätzen. Ich mustere ihn kurz. Seine Haut ist leicht gebräunt, er hat ebenmäßige weiße Zähne, ein Grübchen. Seine welligen Haare sind beinahe schwarz und lang genug, dass er sie sich hinter die Ohren streichen kann, und die Ärmel seines blauen Hemdes sind über muskulösen Unterarmen hochgekremgelt. *Nicht übel.*

Clara sagt mit gesenkter Stimme, aber keineswegs leise genug: »Sexy, was?«

»Sie sind also mein Gegenstück?«, sage ich, Clara ignorierend. »Junger Mensch, alter Geist.«

Er lacht erneut. »Ich sch-schätze, das k-kann man so sagen.«

Mein Gegenstück stottert, davon abgesehen wirkt er er-

staunlich normal. Er hebt den Kopf. Seine Augen haben die Farbe von schwachem schwarzem Tee. So wie ich ihn trinke.

»Haben S-Sie sich schon eingewöhnt?«, fragt er, und ich zucke mit den Schultern. »Es dauert einige Zeit, bis man sich daran gewöhnt hat, an das Heim«, sagt er. »Die g-gemeinsamen Mahlzeiten, die Aktivitäten, das Duschen ...«

Bei der Erinnerung an das Duschen zucke ich zusammen. Vielleicht ist es naiv gewesen, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass mir jemand dabei helfen würde. Das laminierte weiße Rechteck an der Wand meines Badezimmers sah das jedoch anders. Dort stand in abwaschbarer Schrift die Zeit, die für mich täglich zum Waschen vorgesehen war, und sobald der Zeiger der Uhr auf die entsprechende Ziffer sprang, stürmte eine Helferfrau herein, bereit, mich unter die Dusche zu zerren.

»Das ist Vorschrift«, sagte sie, als ich ihr erklärte, dass ich keine Aufpasserin brauchte. »Ich schaue Ihnen schon nichts weg. Ich stehe nur vor der Tür, für den Fall, dass Sie mich brauchen.«

Seither habe ich auf dem laminierten Rechteck immer nach der Zeit gesehen und darauf geachtet, dass ich bereits geduscht habe, wenn sie auftaucht. Als sie mich darauf ansprach, schob ich es auf die Demenz. »Ach, ich hätte auf Sie warten sollen? Wie dumm von mir.«

»Ich hasse das Duschen«, sage ich.

»Die ersten W-Wochen sind schwierig«, sagt er. »Ich erinnere mich.«

Sein Grübchen hüpfte auf und ab, und ich muss unwillkürlich lächeln. Ich nehme an, dass er sich erinnert. Mein Blick wandert zu seinen Händen, die locker auf dem Tisch liegen – groß, männlich, trotzdem feingliedrig.

Clara hat recht. »Sexy« ist die richtige Bezeichnung für diesen Mann.

Im Zimmer ist es verdächtig still geworden. Unter dem Tisch streift etwas mein Bein. Etwas ... *Haariges*. Ich zucke zurück.

»Das ist nur ... Kayla«, sagte Luke. »Eric's H-Hund. Sie ist h-harmlos.«

Ich nicke, den Blick auf den Hund gerichtet.

»Mögen Sie keine Hunde?«, fragt er.

»Für jemanden mit Alzheimer sind Sie ganz schön scharfsinnig.«

»Genau genommen handelt es sich um fr-frontotemporale Demenz.«

In dem darauf folgenden Schweigen zwingt ich mich, meinen Blick von dem Hund zu lösen und ihn anzusehen.

»Sie verlieren Ihre Erinnerungen«, sagt er auf meine unausgesprochene Frage hin. »Ich verliere mein Sprachvermögen.«

Ich blicke wieder zu dem Hund. Die Zunge hängt ihm aus dem Maul, der hässlichste Waschlappen, den ich jemals gesehen habe.

Lukes Hand legt sich um das Halsband. »Sie mögen H-Hunde wirklich nicht?«, fragt er. Die Art, wie er die Fußspitzen unter den Bauch des Hundes schiebt, lässt erkennen, dass er Hunde liebt. »Nicht mal ... Welpen?«

Seine Sprachschwierigkeiten sind jetzt nicht mehr zu überhören. Er spricht nicht nur langsam, sondern auch ein bisschen verwaschen. Außerdem scheint es ihn enorme Anstrengung zu kosten, die Worte über die Lippen zu bringen. Diese abgehackte Sprechweise wirkt völlig unpassend bei einem so jungen, gesund aussehenden Mann.

»Nicht mal Hundembryos«, sage ich.

Er tätschelt den Hund, dann führt er ihn zu der Glasschiebetür und lässt ihn hinaus. Schwanzwedelnd trottet er davon.

»Haben Sie schlechte Erfahrungen g-g-gemacht?«, fragt er,

als er zurückkommt. »Mit einem Hund. Die zu I-Ihrer Abneigung geführt haben.«

Ich nicke und deute auf die hellrosa Narbe, die meine rechte Augenbraue in zwei Hälften teilt. »Als ich drei war.«

»Der Hund Ihrer Familie?«

»Der Nachbarshund. Sie sind wirklich ein Hundefreund.«

»Ja, bin ich. Ich habe ...«, er hält inne und legt die Stirn in Falten, als würde er angestrengt nachdenken, »... früher ehrenamtlich im Tierheim gearbeitet. Ich war für die Adaption von W-Welpen zuständig.«

»Ach ja?« Vor meinem geistigen Auge blitzt ein Bild auf, wie er einen Welpen an die Brust drückt.

»Letzter Aufruf für den Nachmittagsbus!« In der Tür steht ein Mann mit weißem Hemd und weißer Hose und einem großen Namensschild, auf dem TREV zu lesen ist. »Braucht jemand Hilfe?«

Luke sieht mich an. »Pläne für heute Nachmittag?«

»Ja.« Ich lache. »Mein Terminkalender ist randvoll mit Verabredungen.«

»Na dann, Sie haben den Mann gehört. Letzter A...A-Aufruf für den Nachmittagsbus.«

»Oooh!« Clara springt auf. »Ich muss schnell meine Handtasche holen. Der Nachmittagsbus wartet nicht.«

Clara eilt davon, und Luke beugt sich vor. »Das stimmt nicht. Der Nachmittagsbus wartet immer.«

Ich lache. Und spüre tief in meinem Bauch ein Kribbeln.

»Brauchen Sie irgendetwas?«, fragt mich Luke. Er macht eine Handbewegung, als würde er sich etwas über die Schulter hängen. »Dieses Ding, in dem man sein Zeug verstaut?«

»Oh ...« Ich weiß genau, was er meint, aber im Augenblick fällt mir die Bezeichnung auch nicht ein. »Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass ich es heute schaffe.«

In der Highschool hatten wir nach den Prüfungen immer noch eine Woche Unterricht. Es stand zwar nichts mehr auf dem Lehrplan, weil wir den ganzen Stoff durchgenommen hatten – und zu allem geprüft worden waren –, aber man wollte uns die Möglichkeit geben, »das Schuljahr *ordentlich* zu Ende zu bringen«. Was immer das auch heißen sollte. Die meisten Lehrer spielten Spiele mit uns. Einige ließen uns machen, was wir wollten. Ein Lehrer, Mr. Kaiser, setzte seinen Unterricht wie gewohnt fort. Es war völlig sinnlos, aber wir machten es Jahr für Jahr. Jetzt mit Luke zum Einkaufszentrum zu fahren und ein Kennenlerngespräch zu führen, kommt mir genauso sinnlos vor.

»So-Socken sortieren?«

»Ja. So was in der Art.«

Er nickt und lässt den Kopf wieder sinken. »Sieht so aus, als wären wir nur zu zweit, Clara«, sagt er, als sie zurückkommt.

»Ach, das ist aber schade«, sagt sie und sieht mich an. »Können wir Sie wirklich nicht überreden mitzukommen, Herzchen?«

Es ist einen Augenblick still, während sie auf meine Antwort warten, lange genug, um mich schwanken zu lassen. Vielleicht sollte ich das alles machen? Ein letzter Ausflug ins Einkaufszentrum? Ein letztes erstes Gespräch mit einem attraktiven Mann? Aber ich schüttele die Zweifel ab. Ich habe schon genug Probleme, ohne lauter neue »letzte Male« zu sammeln.

»Ja, ich bin sicher«, sage ich. »Viel Spaß.«

Als ich ihnen nachsehe, wird mir jedoch klar, dass ich mit meinem Versuch, ein neues letztes Mal zu vermeiden, gescheitert bin. Diese Unterhaltung an sich ist ein »letztes Mal« gewesen: das letzte Mal, dass ich nein zu etwas gesagt habe, was ich wirklich gerne machen würde.

Dr. Brain hat einmal gesagt, ein Alzheimer-Gehirn lasse sich mit dem Schnee auf einem Berggipfel vergleichen, der langsam schmilzt. Es gibt Tage, an denen die Sonne scheint und überall große Stücke abbrechen, und es gibt Tage, an denen die Sonne sich hinter den Wolken versteckt und im Großen und Ganzen alles so bleibt, wie es ist. Und dann gibt es Tage – außergewöhnliche Tage (seine Worte) –, an denen man auf einen Pfad stößt, von dem man gedacht hat, er sei schon verschwunden, und für kurze Zeit bekommt man etwas zurück, das man verloren glaubte.

Ich habe das Gefühl, Dr. Brain dachte, die Information wäre nicht so deprimierend, weil er für die Analogie die Begriffe »Berggipfel« und »außergewöhnlich« verwendete, doch genau das Gegenteil war der Fall. Ich glaube, ich hätte mit der Prognose besser umgehen können, wenn er andere Worte gewählt hätte. So etwas wie: *Das Gehirn ist ein dreckiger, stinkender Müllhaufen. Wenn die Sonne rauskommt, stinkt er schlimmer, als man es sich vorstellen kann, und wenn es kalt oder verhangen ist, riecht man fast nichts. Dann gibt es Tage, an denen der Wind aus einer bestimmten Richtung weht, und dann riecht man vielleicht ein paar Stunden lang den herben Geruch einer Fichte und vergisst, dass es diesen Müllhaufen gibt.* Mit dieser Analogie hätten wir das Kind wenigstens beim Namen genannt. Denn die Wahrheit ist, wenn man dement ist, ist das Gehirn ein Müllhaufen. Und selbst wenn man im Augenblick nichts riecht, stinkt er trotzdem.

Nachdem Luke und Clara gegangen sind, sitze ich noch eine Weile auf meinem Stuhl, aber ich fühle mich einsam. Alle haben das Esszimmer verlassen, alle außer mir und dem kahlköpfigen alten Mann. Und Myrna vermutlich.

Ich will gerade in mein Zimmer zurückgehen, als der kahlköpfige alte Mann den Löffel in seine Schüssel klatscht. Suppe

spritzt ihm ins Gesicht. »He!«, schreit er. »Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie Myrnas Essen abräumen sollen?« Er starrt die Kochfrau an – eine hübsche Latina mit dunklen Haaren und großen Ringen an den Ohren. Ich habe gehört, dass die anderen Bewohner sie Gabriela nennen.

Sie seufzt. »Tut mir leid, Bert«, sagt sie. »Ich dachte, sie ist fertig.«

»Nein, ist sie nicht. Also gehen Sie in die Küche und bringen es zurück.«

»Ich habe es bereits weggekippt, es ist nichts mehr da.« Sie sagt es nicht unfreundlich, eher resigniert. »Wie wär's, wenn ich ihr eine Banane bringe?«

Auch wenn es seltsam ist, nötigt es mir Respekt ab, dass sie das Myrna-Spiel mitspielt. Bei Bert scheint es jedoch nicht zu verfangen. »Myrna mag keine Bananen.«

»Dann eben ein Sandwich.«

»Sie mag auch keine Sandwichs.«

Gabriela stemmt eine Hand in die Hüfte. Ihre Augen verengen sich. »Na gut, was mag sie denn?«

Bert reckt herausfordernd das Kinn in die Höhe. »Suppe.«

Ich muss unwillkürlich lächeln.

»Na ja, Sie haben ja noch ein bisschen Suppe übrig«, sagt sie und wirft sich ein Geschirrtuch über die Schulter. »Dann müssen Sie und Myrna eben teilen.«

Bert murmelt etwas vor sich hin, und ich habe fast Mitleid mit ihm. Er ist ein mürrischer alter Kauz, so viel steht fest, aber es gefällt mir, dass er Mumm hat. Dass er so für seine hungrige (wenn auch eingebil-dete) Frau eintritt. Ich finde das ausgesprochen ritterlich.

»Keine Sorge, Liebes«, sagt er und schiebt seine Schüssel vor den leeren Stuhl. »Du kannst meine Suppe haben. Sei ein braves Mädchen.«

Berts Gesichtsausdruck hat sich total verändert. Sein Blick ist jetzt sanft und voller Bewunderung. Seine Lippen verziehen sich zu einem hilflosen Lächeln. Zuerst denke ich, er lächelt mich an, doch gleich darauf dämmert mir, dass sein Lächeln Myrna gilt. Einerseits finde ich das unglaublich traurig. Andererseits habe ich noch nie etwas so Romantisches gesehen.

»Hören Sie«, sage ich aus einem Impuls heraus. »Ich habe meine Suppe kaum angerührt, und ich habe keinen Hunger. Vielleicht möchte Myrna sie ... aufessen?«

Ich wappne mich, mir ist bewusst, dass Bert es als Beleidigung auffassen könnte, wenn ich Myrna Reste anbiete. Er sieht mich stirnrunzelnd an, aber nach kurzer Überlegung nickt er. »Ja, sehr gern. Vielen Dank, junge Frau.«

Ich gebe Bert seine Schüssel zurück und stelle meine vor »Myrna«. Auf dem Weg zur Tür bleibe ich neben Berts Stuhl stehen. »Myrna ist zu beneiden, wissen Sie das? Ich hätte auch gern jemanden, der sich so um mich kümmert, wenn ich ... wenn ich nicht mehr selbst für mich sorgen kann.«

Bert runzelt zwar weiterhin die Stirn, aber jetzt ist es ein bisschen anders. Nicht mehr so gereizt. Nachdenklicher. »Man kann nie wissen, junge Frau«, sagt er. »Vielleicht haben Sie dann ja jemanden.«

Kapitel 3

Eve

Heute ...

Der Mann, der vor mir steht, ist nicht das, was ich erwartet habe. Zunächst mal ist er mindestens fünf Jahre jünger als ich – höchstens dreißig – und er hat Schmutz auf seiner linken Wange. Er hat tiefliegende Augen, seine Haut zeigt einen olivfarbenen Ton und seine Haare sind rotblond. Er ist ... umwerfend. Aber mit den grünen Shorts, dem dünnen weißen T-Shirt und den halbhohen Arbeitsschuhen sieht er ein bisschen zu salopp aus, um der Heimleiter zu sein. Ich werfe noch einmal einen Blick auf das kleine goldene Schild neben der Klingel: ROSALIND HOUSE. FRIEDEN FÜR IHRE LIEBEN, SEELENFRIEDEN FÜR SIE. Ich bin zweifellos am richtigen Ort.

»Ich bin Eve Bennett«, sage ich. Ich habe einen kurzen Flashback, in dem ich mich auf einer Bühne stehen und den Preis für die vielversprechendste Absolventin des Institute of Culinary Education in New York entgegennehme sehe, und gleich darauf sehe ich in einem zweiten das Gesicht meiner Mutter, als ich ihr eröffne, dass ich mich um eine Stelle in einem Seniorenheim bewerbe. »Ich habe um zwei ein Vorstellungsgespräch. Für die Stelle der Köchin.«

Ich warte auf eine Begrüßung, ein Händeschütteln, ein *Ach ja. Bitte kommen Sie doch herein.* Aber der Mann starrt mich einfach nur an. In seinen Augen sehe ich einen Funken des Wiedererkennens, und ich verliere den Mut.

Mein letztes Bewerbungsgespräch ist zwar auch nicht einfach gewesen, aber ich bin wenigstens begrüßt worden. Es hat vor zehn Jahren im Benu stattgefunden, dem New Yorker In-Restaurant mit asiatischer Fusionsküche (damals, als asiatische Fusionsküche gerade en vogue war). Allein zu einem Vorstellungsgespräch für eine Lehre im Benu eingeladen zu werden kam einem Wunder gleich. Unter meinen Freunden an der Kochschule kursierte das Gerücht, Min-Jun, der Chefkoch, ließe nur Blutsverwandte in seiner Küche arbeiten, aus Angst, dass ihm ein Fremder das Rezept für seine berühmte Würzsauce stehlen könnte. Min-Jun empfing mich in der Küche, und statt eines Händedrucks bekam ich von ihm ein Messer und einen Sack Karotten, die ich zu Julienne schneiden sollte. In der einen Stunde, die ich dort verbrachte, sprach er kaum ein Wort mit mir. Später, als er mir die Stelle anbot (die ich dummerweise ablehnte), erklärte er mir, den Ausschlag habe die Art gegeben, wie ich jede Karotte anschaute, als wäre ich in sie verliebt.

Der lässig gekleidete Mann hat noch immer kein Wort gesagt. Ich warte darauf, dass er mich beschimpft oder mir die Tür vor der Nase zuschlägt, doch stattdessen tritt er einen Schritt zurück und lässt mich ins Haus. Ich betrete eine helle Eingangshalle mit einer geschwungenen Treppe. Auf Hochglanz polierte niedrige Beistelltischchen neben dick gepolsterten pastellfarbenen Sesseln. Ich habe zwar noch nicht viele Heime für betreutes Wohnen von innen gesehen, aber dieses hier macht einen sehr schönen Eindruck. Ein zweistöckiger Kolonialbau mit Fensterläden und einem blühenden, weit-

läufigen Garten. Es erinnert mich sehr an ... nun ja, an mein Haus.

»Sind Sie Eric?«, frage ich.

Der Mann dreht sich um und bedeutet mir mit einer Handbewegung, dass ich ihm folgen soll. »Nein.«

»Oh«, sage ich erleichtert. »Also, äh ... dann sind Sie ...?«

»Der Gärtner.«

Er verschwindet um eine Ecke, und ich muss mich beeilen, um hinterherzukommen. Ich hole ihn am Ende des Flurs ein, wo er an eine Tür klopft.

»Eric?«, sagt er durch die geschlossene Tür. Flüchtig streift sein Blick meinen. »Eve Bennett ist da.«

Die Tür öffnet sich. Der Mann, der vor mir steht, hat einen buschigen Schnurrbart und im Gegensatz zum Gärtner lächelt er.

»Hallo«, sagt er fröhlich. »Sie sind also Eve. Ich bin Eric.«

Der Gärtner verdünnsiert sich, und ich schüttele Erics ausgestreckte Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Bitte, kommen Sie doch rein.« Er führt mich ins Zimmer. »Höre ich da einen britischen Akzent?«

»East London«, sage ich. »Aber ich lebe seit fast fünfzehn Jahren in den Vereinigten Staaten.«

»Na, dann brauche ich Sie ja nicht mehr in unserem Land willkommen zu heißen.« Er lacht, ein merkwürdiges, fast weibisches Kichern. »Nur in meinem Büro. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Eric schenkt zwei Gläser Wasser ein, und sobald wir sitzen, greift er nach dem Blatt mit meinem Lebenslauf. »Ich muss zugeben, dass wir nicht viele Bewerber mit so guten Referenzen hatten«, sagt er. »Unsere derzeitige Köchin ist Autodidaktin, und die Bewohner haben sie zwar sehr gern, aber ich glaube, langsam hängt es ihnen zum Hals raus, dass es jeden

Tag Reis und Bohnen und Enchiladas zum Abendessen gibt. Gabriela ist schwanger, und am Freitag ist ihr letzter Arbeitstag, wir suchen also dringend Ersatz.«

»Ich kann sofort anfangen«, sage ich.

»Gut«, sagt er. »Dann erzählen Sie mir doch mal, warum Sie sich um diese Stelle bewerben. Mit Ihrer Ausbildung könnten Sie doch bestimmt auch in einem gehobenen Restaurant arbeiten!«

Eric lacht, und ich fasse neuen Mut. Im Gegensatz zum Gärtner hat er offensichtlich keine Ahnung, wer ich bin.

»Ich wohne in der Nähe«, sage ich. »Und meine Tochter geht in die Grundschule, Tagesschichten sind für mich deshalb besser als die üblichen Restaurantöffnungszeiten.«

»Verständlich.« Erics Blick wandert kurz nach rechts, bevor er sich wieder auf meinen Lebenslauf richtet. »Und warum glauben Sie, dass Sie für die Stelle geeignet sind?«

Er sieht mich erwartungsvoll an, und ich trinke einen Schluck Wasser, um Zeit zu schinden. Vermutlich ist es nicht der richtige Moment, um zu erwähnen, dass das hier mein letzter Versuch ist, an eine Adresse in Clementines Schulbezirk zu kommen. Dass sie ohne diese Adresse der weit weniger idyllischen Grundschule in der Buttwell Road zugewiesen wird, von den Einheimischen, wie könnte es anders sein, nur Butt Road – Poposträße – genannt.

»Kochen ist meine Leidenschaft«, sage ich schließlich. »Ich weiß, was frisch zubereitet werden muss und was vorgekocht werden kann. Ich ziehe mein eigenes Gemüse und bemühe mich, das zu verwenden, was gerade Saison hat, dem Geschmack zuliebe und um die Kosten niedrig zu halten ...«

»Einige unserer Bewohner müssen eine spezielle Diät einhalten«, unterbricht mich Eric. »Bluthochdruck und dergleichen, wir müssen also darauf achten, dass die Mahlzeiten

gesund und ausgewogen sind, und natürlich auch leicht zu kauen für diejenigen mit einem künstlichen Gebiss.«

Ich zucke innerlich zusammen. »Ich weiß, wie man für jemanden mit Bluthochdruck kocht. Und mir gefällt die Herausforderung, einfache Gerichte zuzubereiten, die toll schmecken.«

Eric lächelt und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. Die Knöpfe an seinem Hemd leisten seinem dicken Bauch tapfer Widerstand. »Ich nehme an, mit Reinigungsarbeiten hatten Sie bisher nicht viel zu tun?«

Ich zögere kurz. »Ich ... äh ... dachte, es ginge um eine Stelle als Köchin.«

»Oh ja, sicher. Aber unsere Putzfrau hat uns im Regen stehen lassen, und ich hoffe, dass unsere zukünftige Köchin einspringen kann, bis ich Ersatz gefunden habe.«

Ich schlucke. »Ich verstehe.«

»Haben Sie irgendwelche Erfahrung mit Reinigungsarbeiten?«

»Natürlich«, presse ich hervor, obwohl sich bis vor sechs Monaten unsere Haushälterin Valentina um sämtliche Hausarbeiten gekümmert hat.

Seit Valentina weg ist, kümmere ich mich darum, aber der Sauberkeitsstandard ist erheblich gesunken.

»Wunderbar. Es ist im Grunde auch nicht viel. Nach den Mahlzeiten ist die Küche aufzuräumen, und es muss täglich in den Zimmern der Bewohner saubergemacht werden. Bügelwäsche fällt kaum an, allerdings tragen einige der Männer am Sonntag gern ein weißes Hemd.«

Ich sinke auf meinem Stuhl ein bisschen in mich zusammen. Zwar habe ich schon das eine oder andere Hemd gebügelt, aber eben nicht mehr als das eine oder andere. Als Richard und ich frisch verheiratet waren, machte ich ein Rie-



Sally Hepworth

Anna Forster erinnert sich an die Liebe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0640-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2018

Auch wenn du deine Erinnerung verlierst, wirst du doch nie die Liebe vergessen ...

Anna Forster ist erst achtunddreißig, als sie die erschütternde Diagnose Alzheimer erhält. Sie weiß, dass ihr Zwilling Bruder Jack nur ihr Bestes will, und dennoch tut es weh, als er ihr vorschlägt, in ein betreutes Wohnheim zu ziehen. Sie weiß außerdem, dass in der Einrichtung nur eine weitere Person in ihrem Alter lebt – Luke, mit dem sie so viel mehr verbindet als mit allen anderen Menschen, die sie kennt. Anna und Luke verlieben sich ineinander, doch nach einem tragischen Vorfall setzen ihre Familien alles daran, die beiden zu trennen. Nur eine Person kann dem Liebespaar helfen: die Köchin Eve, die selbst einen schweren Schicksalsschlag verkraften musste. Doch ist sie bereit, alles für Anna und Luke aufs Spiel zu setzen?



Der Titel im Katalog